

Der Vorsitzende starb, wie er gelebt hatte: einsam. Es geschah irgendwann zwischen zwei und vier Uhr morgens an einem schwülheißen Mittwoch Ende Juli, während einer der schlimmsten Hitzewellen in der Geschichte New Yorks: Der 66 Jahre alte L. Dwyer ging ins Badezimmer seines Hauses an der East 58th Street, schluckte einen Medikamentenmix aus Pillen seiner eigenen Firma, hinterließ eine Nachricht auf seinem massiven Schreibtisch und fiel unter Krämpfen in den ewigen Schlaf.

So sah es jedenfalls Aguinaldo, sein philippinisches Faktotum, als er um vier Uhr eintraf, um Dwyer sein übliches Frühstück aus Steak und Eiern zuzubereiten.

Aguinaldo hatte eine Ausbildung als Sanitäter und unternahm sofort Wiederbelebungsmaßnahmen, doch es war bereits viel zu spät. Anschließend rief er mich an.

»Mr Dwyer hat immer gesagt, ich soll zuerst Sie anrufen, Mr Acela, wenn etwas passiert. Nicht die Polizei. Er meinte, es könnten wichtige Dokumente herumliegen, die niemanden etwas angehen. Er sagte ...«

Aguinaldo verhaspelte sich, daher unterbrach ich ihn und beruhigte ihn erst einmal. »War die Haustür abgeschlossen, als Sie kamen?«, fragte ich.

»Ja, Mr Acela.«

»Und die Tür zum Innenhof, die Fenster?«

Aguinaldo brauchte ein paar Minuten, um alles zu kontrollieren. »Von innen versperrt, bis auf sein Schlaf-

zimmerfenster. Das stand zwei Zentimeter weit offen, aber es liegt im zweiten Stock.«

»Wurden Möbel verrückt, stehen Schubladen offen?«

»Es sieht nicht nach einem Einbruch aus, Sir.«

»Haben Sie irgendetwas berührt außer der Leiche?«

»Nur seinen Abschiedsbrief. Aber das ergibt alles keinen Sinn. Haben Sie den Artikel im *Wall Street Journal* letzten Monat über seinen neuesten Coup gelesen? Darin nannten sie ihn Lucky Jim, den Glückspilz.«

»Fassen Sie nichts mehr an. Sprechen Sie mit niemandem. In einer halben Stunde bin ich da.«

Einen Moment lang blieb ich wie betäubt am Telefon sitzen. Ich war daheim, in Devil's Bay in Brooklyn, dem Ort meiner Kindheit. Die Fenster im Erdgeschoss meines renovierten Hauses im traditionellen Cape-Cod-Stil standen offen, und man konnte die Brandung einen halben Block weit entfernt hören. Ich hatte noch nicht geschlafen, sondern die beunruhigenden Nachrichten aus Washington verfolgt. Der Präsident – ein guter Mann – war zurückgetreten, angeblich aus gesundheitlichen Gründen, und hatte die Zügel seinem Vize übergeben, einem für seine Nähe zur extremen Rechten bekannten Politiker.

Es war nicht der erste spektakuläre Rücktritt dieses Sommers: Ein Richter am Obersten Gerichtshof, ein engagierter Redakteur der *Washington Post* und der Chef des FBI, mein ehemaliger Boss, hatten ebenfalls ihre Posten geräumt.

Ich schaltete den Fernseher aus und dachte an den Zeitungsartikel, den Aguinaldo erwähnt hatte.

Es ging dabei um einen Vertrag für Gegenmittel gegen chemische und biologische Waffen. Das *Wall Street Journal* nannte ihn einen der höchstdotierten pharmazeutischen Verträge der Geschichte.

Langsam setzte der Schock ein. Vor ein paar Stunden hatte ich noch mit dem Vorsitzenden zusammengesessen, eine unserer regelmäßigen nächtlichen Besprechungen bei ihm zu Hause. Das war nichts Ungewöhnliches. Ich glaube, er brauchte einfach manchmal Gesellschaft. Er hatte erregt gewirkt und zu viel getrunken.

*Ich fürchte, ich habe einen schrecklichen Fehler begangen*, murmelte er irgendwann in sich hinein.

Und ein paar Minuten darauf: *Gott helfe uns allen – dem ganzen Land –, wenn ich recht habe.*

Er starrte mich an, und ich hatte das seltsame Gefühl, er konnte direkt in mein Herz hineinsehen. Dann nickte er. *Ihnen kann ich trauen.* Bitter fügte er hinzu: *Im Gegensatz zu einigen anderen Leuten, die ich für Freunde gehalten habe.*

Das war der eine Grund, warum ich mit eigenen Augen sehen musste, was geschehen war, bevor ich die Polizei rief. Der zweite waren eventuelle Betriebsgeheimnisse, die nicht an die Öffentlichkeit gelangen durften. Ich duschte und rasierte mich rasch und versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen. Ein trauriger Tag lag vor mir. Ein Mann war tot, der mein Mentor gewesen war und der mit der Zeit ein Freund hätte werden können. Ich würde aufgebrachten Polizisten erklären müssen, warum ich und nicht sie als Erste am Schauplatz gewesen waren. Dann standen mir Gespräche mit Lenox' stellvertretendem Aufsichtsratsvorsitzenden bevor – einem Mann, den ich nicht mochte – und auch mit der Presse, je nachdem, wie unsere PR-Abteilung den Selbstmord behandeln wollte.

»Mit dem guten Ruf ist es wie mit der Seele«, hatte Dwyer einmal gesagt, als er mich vom FBI abwarb. »Hat man sie einmal verloren, ist man beim Teufel.«

Und nachdem er uns gestern Nacht einen doppelten

Scotch eingeschenkt hatte, murmelte er: *Sie hätten gerne, dass ich verschwinde. Vielleicht wäre es besser so.*

Waren das die verstörten Worte eines Selbstmörders gewesen oder der Hilferuf eines Mannes, der in Gefahr schwebte?

Ich zog ein frisches weißes Hemd an und schlüpfte in einen dunkelblauen Nadelstreifenanzug von Armani mit einer Krawatte in unaufdringlichem Kobalt, die gleichzeitig Trauer und Macht ausdrücken konnte. Heute war der richtige Tag für beides. Ich trug glänzend polierte Bruno-Maglis-Schuhe. Meine silberne Uhr war eine hauchdünne Rolex, die Brieftasche aus Florentiner Leder. Der Haarschnitt stammte von der Madison Avenue, und der neue schwarze BMW in der Einfahrt war ein geleaster Firmenwagen.

Mit 44 Jahren stand ich auf dem Höhepunkt des Erfolgs und gleichzeitig am Rande einer Katastrophe. Ich war Sicherheitschef eines der größten Pharmakonzerne der Welt. Mein hochdotierter Vertrag garantierte mir eine beträchtliche Abfindung auch nach dem Ausscheiden aus der Firma. Hunderte von Leuten in aller Welt – Sicherheitsbeamte, Leibwächter, interne Ermittler und sogar paramilitärische Schutztruppen in Lateinamerika – hörten auf meinen Befehl. Ein Firmenjet stand zu meiner Verfügung, ebenso ein Firmenapartment auf der Fifth Avenue, wenn ich in Manhattan übernachten wollte. Mein Spesenkonto war viermal so hoch wie beim FBI, und ich konnte eine Luxuswohnung in Venezuela für gelegentliche Liebesabenteuer nutzen. Meine Freundinnen waren ebenfalls New Yorker Alphas, die die Regeln kannten: Man verbrachte eine schöne Zeit im Bett, dann flog man nach Hause und ging in aller Freundschaft auseinander, ohne Verpflichtungen, die die eigene Karriere behindern konnten.

In letzter Zeit, vor allem in der Morgendämmerung, in jener Zeit der Klarheit vor Sonnenaufgang, kam mir manchmal der Gedanke, ich wäre einsam.

Ich goss mir einen Espresso – meine persönliche Droge – in eine silberne Deckeltasse zum Mitnehmen und stieg in den BMW. Dwyers Worte bei meinem Einstellungsgespräch kamen mir wieder in den Sinn. Er hegte damals den Verdacht, dass führende Leute in der Firma in illegale Handlungen verstrickt waren und Kontakte zum organisierten Verbrechen hatten. Er brauchte Gewissheit.

»Mike, Sie werden hier aufräumen müssen, selbst wenn es dabei gegen Aufsichtsratsmitglieder oder meine persönlichen Freunde geht. Sie leiten einen privaten Sicherheitsdienst für achtundvierzigtausend Angestellte. Ihre Befehlsgewalt wird sich von unserem Sitzungssaal bis zu unseren Fabriken, Laderampen, Laboren und Computerdateien erstrecken. Doch da endet sie.«

»Und was heißt das?«, fragte ich, argwöhnisch und gleichzeitig beeindruckt von seiner gelassenen Selbstsicherheit. Er residierte in einem sonnendurchfluteten Eckbüro im Firmenhauptsitz am Battery Park, in einem neuen Hochhaus, das nach der Katastrophe im World Trade Center hochgezogen worden war.

»Das heißt, wir regeln die Dinge unter uns. Sie haben innerhalb des Unternehmens freie Hand, doch die Grundregel lautet: *Sobald Sie etwas herausgefunden haben, kommen Sie damit zu mir.* Ich erledige das. Nicht das FBI oder die Polizei. Wenn Sie damit nicht leben können, dann gehen wir jetzt auseinander, und ich werde Sie für Ihre Entscheidung respektieren.«

»Ich werde keine Gesetze für Sie brechen.«

»Nein, aber Sie werden die Regeln ein wenig strapazieren, genauso, wie Sie es beim FBI getan haben.

Manchmal bedarf es einiger fauler Kompromisse, um dem Gesamtwohl zu dienen. Beim FBI haben Ihre Vorgesetzten beschlossen, welcher Verdächtige verhaftet wird und mit welchem man einen Deal macht. Wer Schutz genießt und wer vor Gericht gestellt wird. Hier treffe ich diese Entscheidungen.«